

Die Psychologie jugendlicher Gewalttäter

Die theoretische und praktische Bedeutung der Lösel - Bliesener Studien
Von Uwe Füllgrabe

Soziologische Kriminalitätstheorien befassen sich vorwiegend mit Kriminalität selbst. Sie können erklären, warum Kriminalität oder eine bestimmte Kriminalitätsform in einer Gesellschaft oder Subkultur häufiger auftritt als in einer anderen. In der Kriminalpsychologie steht der Täter mit seinen psychologischen Strukturen im Mittelpunkt. Sein impulsiver Lebensstil verursacht im Endeffekt Gewalt und Kriminalität. **Monokausale Erklärungsversuche für sein Verhalten sind unzureichend.** Kriminelles Verhalten ergibt sich aus der Kumulation psychologischer, sozialer und (evtl.) biologischer Risiken, die aufeinander einwirken. Dies zeigt sich an der Hooligan-Studie von Lösel ebenso wie aus der Studie Lösel und Bliesener zur Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen mit einem Schwerpunkt zu Gewalttätern in Schulen. Empirisch wurden Denk- und Verhaltensweisen gewaltbereiter Jugendlicher ermittelt und protektive Faktoren gegen Kriminalität unter Einbeziehung der Persönlichkeit und des Verhaltens von Opfern gewonnen.



Dipl. Psych. Uwe Füllgrabe, Hannoversch-Münden

Der Realitätsgehalt von Kriminalitätstheorien

Kürzlich beklagte sich eine Fachhochschülerin der Polizei bei mir, dass sie im Kriminologieunterricht zwar Kriminalitätstheorien gehört habe, aber nicht gelernt habe, wie man Täterprofile erstellt, wie Kriminelle denken usw. Besonders kritisch sprach sie über die Labeling - Theorie und die Schlussfolgerung ihres Dozenten aus dieser Theorie, dass man Jugendliche durch Bestrafung „stigmatisieren“ würde.

Ohne detailliert auf diese Theorie eingehen zu wollen, muss grundsätzlich hinsichtlich soziologischer Kriminalitätstheorien auf Folgendes hingewiesen werden:

1. Es ist ziemlich erstaunlich, dass soziologische Kriminalitätstheorien immer noch einen derart hohen Stellenwert in der polizeilichen Ausbildung besitzen. Immerhin hatten die Kriminalsoziologen Wolfgang, Savitz & Johnston bereits 1970 in ihrem Reader *The Sociology of crime and delinquency* ausdrücklich auf die geringe Validität verschiedener soziologischer Kriminalitätstheorien und Fehlerquellen bei der Deutung von Kriminalitätsursachen hingewiesen.
2. Von soziologischen Theorien wird zumeist (neben dem Opfer) der bei Delikten tatsächlich Handelnde übersehen: der Täter, seine Kognitionen, seine Imaginationen (Fantasien) usw. (Füllgrabe, 1997). Man beachte den Unterschied: Soziologische Kriminalitätstheorien beschäftigen sich vorwiegend mit *der* Kriminalität, Kriminalpsychologie dagegen mit dem Täter und seinen psychologischen Strukturen, die zu einem konkreten Delikt führen.

3. Falsche Kriminalitätstheorien fördern das Auftreten von Gewalt und Kriminalität.

Welche katastrophalen Folgen Kriminal"politik" gemäss falscher Vorstellungen von den Ursachen von Gewalt und Kriminalität haben kann zeigt folgendes klassische Beispiel.

Erschreckend ist dabei auch die Unkenntnis einfachster psychologischer Prinzipien:

das *Bekräftigungslernen* von Gewalt durch die unsachgemässe Reaktion bzw. Nichtreaktion von Autoritätspersonen (Tausch & Tausch, 1971).

Fehlende oder unsachgemässe Reaktion fördert Gewalt

Beispiel: „Zunächst beginnt es vergleichsweise harmlos. Passanten werden erst angepöbelt, wenig später angerempelt. Ein Zeitungsstand wird umgeworfen. Bald steigert sich die Intensität. Ein etwa 10jähriger Junge wird festgehalten und der Rädelführer schlägt ihm genüsslich die Nase blutig. Mehrere Passanten werden angehalten und die Taschen „leer gemacht“. Eine jüngere Frau, die auf die andere Strassenseite auszuweichen sucht, wird johlend eingekreist, mit Bezeichnungen belegt, von denen „Nutte“ noch die harmloseste ist, dann erhält sie Faustschläge ins Gesicht, Tritte in den Unterleib. An der nächsten Querstrasse bilden die Rocker (ca. 50 Personen, zusätzlich noch 10 - 20 andere Jugendliche, die nicht zu den Rockern gehören, sich aber anschliessen) eine Kette von der einen zur anderen Strassenseite und „kämmen“ gewissermassen die Strasse ab. Insgesamt zehn Leute werden geschlagen, teilweise niedergeschlagen. Die übrigen flüchten in Häuser. Zwei spielende Mädchen von 8 - 10 Jahren erhalten Schläge mit dem Gummiknüppel. Ein beinbehinderter älterer Mann wird vor ein fahrendes Kraftfahrzeug gestossen, dessen Fahrer allerdings die Situation vorher erkannt hat und ausweichen kann. Leere Bierflaschen fliegen in Fensterscheiben; Radfahrer, die nichtsahnend aus der Seitenstrasse einbiegen, werden vom Rad gestossen, zu Boden geschlagen, in den Leib und ins Gesicht getreten, die Fahrradspeichen verbogen (Wolf und Wolter, 1976, S. 54f.).“

Wie kam es zu solchen Exzessen? Das Verhalten der Rocker entwickelte sich in vier Phasen:

1. Phase: Sie begann mit einer eher zufälligen und gelegentlichen Ansammlung von etwa einem halben Dutzend Jugendlicher zwischen 14 und 18 Jahren. Als Kristallisationspunkt erwies sich nachträglich ein Rocker, der aus einer anderen, inzwischen von Polizei und Staatsanwaltschaft zerschlagenen Rockergang stammte, dort aber nur Mitläufer gewesen war. Erst durch ihn wurde aus dem vorher eher zufälligen und sporadischen Zusammentreffen eine Gewohnheit, ebenso wie nun die übliche Uniformierung in Haltung, Kleidung und Aktion begann. Sehr bald kam es zu ersten Auffälligkeiten: zunächst gelegentliche, sehr bald sich häufende Ruhestörungen, Lärmen etc..

2. Phase: Sie kennzeichnet sich durch Steigerung und Ausweitung der Auffälligkeiten: Verwüsten von Blumenbeeten, Parkanlagen, Beschädigen von Telefonzellen, verbales Anpöbeln von Passanten. Dies vollzieht sich zunächst an Orten und zu Zeiten, wo man sich vor Zeugen sicher wähnt. Mit dem Zeitverlauf werden die Aktionen dreister. Zu Gegenmassnahmen kommt es nicht; wo offiziell Beteiligte angesprochen werden, vollzieht sich dies auf der Ebene des sogenannten rationalen Appells, der erfolglos bleibt. Die Autoren sehen hier die Übergangsphase zur Delinquenz. Inzwischen handelt es sich um ein Dutzend Jugendlicher. Von den Neuhinzugekommenen waren die meisten schon vorher auffällig. Bei den Rockern macht sich nunmehr aggressives und randalierendes Benehmen als Gewohnheitsrecht bemerkbar. Diese über längere Zeit gelernten Gewohnheitsbildungen wiederholen sich immer häufiger und verfestigen sich somit.

3. Phase: Sie ist die Folge des vorhergehenden Lernprozesses und kennzeichnet sich als kriminelle Phase. Mit der weiteren Zahl der Beteiligten kommt es einerseits zu ständigen Positionskämpfen in der Gruppe, bei denen sich die vorher Auffälligen klar in den Vordergrund schieben, andererseits steigert sich das delinquente Verhalten. Passanten werden angegriffen; es kommt zu Tötlichkeiten gegen Gleichaltrige, Kinder, Ältere. Es kommt zu Delikten wie Körperverletzung, Landfriedensbruch.

4. Phase: Es ist die Phase des offenen Terrors. Die Rocker- Gruppe ist inzwischen 20 bis 30 Personen stark geworden. Tötlichkeiten sind an der Tagesordnung. Es häufen sich schwere Delikte wie: gefährliche Körperverletzungen, räuberische Erpressungen, selbst offenkundiger Raub am hellen Tag, begangen an Personen, die sich schon nicht mehr zur Polizei wagen, weil sie die Rache der Rocker fürchten. Wenn die Polizei zugreift, tauchen die Festgenommenen wenig später wieder auf und „feiern“ mit neuen Delikten ihren „Sieg“. Das endet erst, als die Zahl der schweren Delikte überhand nahm.

| Phasen | | Auffälligkeiten | Zeitfaktor |
|----------|------------------|--|------------|
| 1. Phase | Anfangsphase | Lärmen Ruhestörungen | t=3 |
| 2. Phase | Übergangsphase | Verbale Aggressionen Sachbeschädigungen | t=2 |
| 3. Phase | Kriminelle Phase | Hausfriedensbruch Körperverletzung Landfriedensbruch | t=1 |
| 4. Phase | Terror-Phase | Schwere und gefährliche Körperverletzungen Erpressung Raub etc. | t=3 |

Dies zeigt zweierlei:

1. Mit der anhaltenden zeitlichen Existenz der Rockergruppierung steigen auch die Delikte und zwar hinsichtlich ihrer Häufigkeit und Extensität, als auch hinsichtlich der Verlagerung von relativ leichten zu immer schwereren Delikten;

2. Die Anfangsphase dauert am längsten. Hier wäre es noch am ehesten möglich gewesen, die Entwicklung zu stoppen. Negatives auffälliges Verhalten wird, einmal zur Gewohnheit entwickelt, durch keine Gegenmassnahme behindert, kann sich also ungestört ausbreiten. Dieser negative Lernprozess nimmt in der zweiten Phase an Intensität und Extensität zu, was sich u.a. auch in der Verkürzung des Zeitfaktors zeigt. Noch intensiver und extensiver drückt sich die dritte Phase aus. Diese kriminelle Phase ist am kürzesten und geht schnell in die abschliessende Terrorphase

Terrorphase erst durch Zerschlagung der Gang beendet

über, die ihrerseits so lange anhält, bis Polizei und Staatsanwaltschaft diesen Rockergang, schon wegen der sich steigenden Delikte, zerschlägt.

Zuerst waren die Rocker ängstlich und erheblich unsicher, fürchteten offensichtlich Gegenmassnahmen. Als diese ausblieben, änderte sich sehr bald auch das jeweilige psychische Bild. In der Anfangsphase und noch in der ersten Periode der Übergangsphase wäre es möglich gewesen, mit simplen Polizei- und Erziehungsmassnahmen die Entwicklung zu stoppen, aber die überge-

ordneten Funktionäre der Jugend- und Innenbehörde wollten „fortschrittlich“ sein. So entwickelte sich bei den Rockern sehr bald ein sich steigerndes Selbstbewusstsein und ein sich immer mehr verstärkendes terroristisches Selbstverständnis.

Die Notwendigkeit einer differenzierten psychologischen Betrachtung

Lösel & Bliesener (2003) schilderten die unterschiedliche Kriminalitätsentwicklung. Es gibt:

- Einmaltäter
- Mehrfachtäter (2-4 Delikte), sie geben Kriminalität bald auf
- Intensivtäter: Die Hälfte aller Delikte entfällt auf eine kleine Gruppe, die bereits in der Kindheit auffallen.

Kriminalität der Kategorien 1 und 2 wird als "adolescence - limited antisociality" und die der Kategorie 3 als „life-coursepersistent antisociality" bezeichnet. Die drei Kategorien haben also unterschiedliche Ursachen.

Löse! & Bliesener (2003) betonen: Die grosse Stabilität der Aggressivität und Delinquenz legt nahe, dass sich ein intensives Problemverhalten im Jugendalter oft nicht von selbst „auswächst“. Es ist deshalb wichtig, die *psychologischen* Ursachen der Jugendkriminalität differenziert zu betrachten. Vereinfacht, aber umfassend ausgedrückt, kann man jugendliche Straftäter in drei Gruppen einteilen (Füllgrabe, 1975):

- 1) Sozialisierter Täter**, der Kriminalität nur als Mutprobe begeht oder Mitläufer einer Gruppe ist, die zu Delinquenz neigt.
- 2) Unsozialisierter Täter**, der sich nicht an gesellschaftliche Normen hält und aus Impulsivität Delikte begeht.
- 3) Übergehemmter Täter**, der geringere oder starke psychopathologische Symptome aufweist. Er ist nicht „krank“ im traditionellen psychiatrischen Sinne, sondern er hat stark aggressive Kognitionen (Gedanken), ihm fehlen soziale Fähigkeiten o.ä., was z.B. die Ursache seiner Delikte ist, z. B. „Sexual“straftaten (die in Wirklichkeit machtmotivierte Delikte sind!).

Auch eine neuere Untersuchung von *Robins et al.* (1996) kam zu dieser Dreierklassifikation jugendlicher Täter: Resilient *Undercontrolled* bzw. *Overcontrolled*.

Diese Typologie bedarf für den einzelnen Täter natürlich noch einer differenzierteren Betrachtungsweise, zeigt aber gewissermassen verschiedene Richtungen auf, drei unterschiedliche Persönlichkeitsstrukturen, in die sich Täter entwickeln können. Und je nach der Persönlichkeitsstruktur müssen sich auch die Prävention und die Therapie in eine völlig andere Richtung bewegen. Nur bei einem sozialisierten Täter dürften rationale Appelle oder milde Sanktionen eine Wirkung

Rationale Appelle helfen nur bei sozialisierten Tätern

zeigen, **der übergehemmte Täter bedarf einer Psychotherapie**. Der Hauptteil der Täter besteht jedoch aus unsozialisierten Tätern, die aus einem impulsiven Lebensstil (Füllgrabe, 1997) heraus handeln und keineswegs durch eine Sanktion der Gesellschaft „stigmatisiert“ und kriminalisiert werden. Ganz im Gegenteil: Wenn auf ihr abweichendes Verhalten keine Reaktion erfolgt wirkt hier das psychologische Prinzip des *Bekräftigungslernens*,

d.h. das betreffende Verhalten tritt in Zukunft noch häufiger und intensiver auf, wie das Beispiel der Rockerguppe zeigt. Keineswegs wird abweichendes Verhalten durch eine Nichtreaktion der Gesellschaft zum Verschwinden gebracht.

Kriminalitätsprävention würde also für unsozialisierte Täter darin bestehen, dass sie Ärgerbewältigung, Abbau der Impulsivität, planvolles Vorgehen erlernen, soziale Fähigkeiten erwerben usw., also alles, was der Sherman - Report (1997) als entscheidend für die Kriminalitätsvermeidung ermittelt hat.

Deshalb ist auch, wie der Sherman - Report (1997) zeigt, die kostengünstigste und wirkungsvollste Präventionsmethode relativ einfach: Hausbesuche und Beratung von Familien mit kleinen Kindern.

Der Psychopath

Die obige Typologie bedarf aber einer wichtigen Differenzierung bzw. Ergänzung. Wer z.B. mit schwererziehbaren Kindern und Jugendlichen zu tun hat, wird bei diesen häufig erleben, dass sie lügen, betrügen, stehlen usw. Aber eine Gruppe hebt sich aus ihnen in der Intensität und der Skrupellosigkeit ihrer Handlungen deutlich ab. Sie entsprechen dem, das Hare (1999) als Psychopathen bezeichnet. Eine Psychologin veranschaulichte das mit der Beschreibung eines hochgradig aggressiven, psychopathischen Kindes, in Abgrenzung von anderen Schwererziehbaren: „Er spielt in einer völlig andern Liga.“

Hare (1999, S. 85) macht übrigens folgenden Unterschied: Kriminelle haben ihre eigenen Regeln und Vorschriften, und sie folgen den Regeln ihrer Gruppe. Ein Krimineller zu sein, bedeutet keineswegs, dass man ohne Gewissen ist oder sogar, dass man schwach sozialisiert ist.

Psychopathen „tanzen dagegen nach ihrer eigenen Melodie (Hare, 1999).“ Sie wählen sich die Regeln und die Einschränkungen aus, nach denen sie handeln. Sie haben kein Gewissen, halten sich nicht an Regeln. Im Gegensatz zu andern Kriminellen haben sie keine Loyalität an Gruppen, Normen oder Prinzipien. Im Gegensatz zu

Verbrechen rein aus Spass

den meisten Kriminellen begehen Psychopathen Verbrechen rein aus Spass. Die Bereitschaft, Vorteile aus jeder Situation zu ziehen, die entsteht, kombiniert mit dem Mangel an innerer Kontrolle, die wir als Gewissen kennen, schafft eine machtvolle Formel für Verbrechen. Die Praxis belegt auch die These von Hare (1999). Die Therapie macht bei Psychopathen alles schlimmer.

Psychopathen sind zumeist nicht motiviert, fallen leicht aus dem Therapieprogramm, heraus. Sie begingen mit 4-facher Häufigkeit ein Gewaltverbrechen, nachdem sie aus einem therapeutischen Programm entlassen worden waren, als andere Patienten. Das Programm war nicht nur unwirksam für sie, sondern verschlechterte auch noch ihr Verhalten. Psychopathen, die nicht an dem Programm teilgenommen hatten, waren nach der Entlassung weniger gewalttätig als die behandelten Psychopathen.

Diese Programme waren wie eine „Schulausbildung“. Ein Psychopath sagte: „Sie lehrten dich, wie man die Daumenschrauben bei Personen anziehen kann.“

Die Therapieprogramme liefern auch eine reiche Quelle für oberflächliche Entschuldigungen für das Verhalten von Psychopathen: „Ich war ein missbrauchtes Kind.“ oder „Ich habe niemals gelernt, mit meinen Gefühlen in Berührung zu kommen.“

Hare (1999) betont: Ein sinnvolles Programm für Psychopathen versucht nicht, Empathie oder Gewissen zu entwickeln, sondern versucht mit intensiven Bemühungen zu verdeutlichen, dass ihre gegenwärtigen Einstellungen und Verhaltensweisen nicht in ihrem eigenen Interesse liegen. Gleichzeitig kann man versuchen, ihnen zu zeigen, wie sie ihre Stärken und Fähigkeiten benutzen können, ihre Bedürfnisse auf eine Weise zu befriedigen, die die Gesellschaft tolerieren kann. Ein solches Programm benötigt sehr starke Kontrolle und Aufsicht des Psychopathen.

Man sieht also, dass gut gemeinte Massnahmen bei Psychopathen - die vielleicht bei anderen Menschen wirken - sogar kriminalitätsfördernd sein können. Und Hare (1999, S. 177) warnt vor den Folgen der Nachsichtigkeit gegenüber Psychopathen, was gerade bezüglich von Amoktaten durchaus aktuell ist: „Wir könnten unsere Schulen zu einer camouflage- Gesellschaft werden lassen, in der sich wahrhafte Psychopathen verstecken und ihre destruktiven, eigensüchtigen, selbstbelohnenden Ziele verfolgen und die gesamte Schulpopulation bedrohen. Unsere Gesellschaft könnte nicht nur fasziniert von der psychopathischen Persönlichkeit sein, sondern auch in wachsendem Ausmass ihr gegenüber tolerant. Aber noch erschreckender ist die Möglichkeit, dass „coole“, aber bösartige Psychopathen ein verqueres Rollenmodell für Kinder werden können, die in gestörten Familien aufwachsen oder in Gemeinschaften leben, in denen wenig Wert auf Ehrlichkeit, Fair Play und Besorgnis für das Wohl anderer gelegt wird.“

Kriminalität als Ergebnis der Kumulation von Risiken

Soziologische Theorien können z.B. erklären, warum Kriminalität in einer Gesellschaft oder Subkultur häufiger auftritt als in anderen oder warum bestimmte Formen der Kriminalität in einer Gesellschaft häufiger auftreten als andere. Im Endeffekt werden aber Gewalt und Kriminalität durch einen impulsiven Lebensstil verursacht, wie z.B. die klassische Studie des Soziologen Miller (1970) bereits 1958 aufzeigt.

Bei der Frage nach der Ursache von Kriminalität wird zumeist auch der Fehler gemacht, dass man nach einer bestimmten Ursache der Kriminalität sucht. Wenn z.B. nach der Amoktat von Erfurt Erklärungen für das (nur scheinbar) Unerklärliche gesucht wurde, wurden z.B. auch Schulschwierigkeiten als Ursache genannt. Es zeigt sich aber, dass monokausale Erklärungen für die Kriminalitätsentstehung

Monokausale Erklärungen unzureichend

unzureichend sind. Vielmehr gilt: Kriminelles Verhalten ergibt sich aus der Kumulation psychologischer, sozialer und (evtl.) biologischer Risiken. Eine Vielzahl von problematischen Verhaltensweisen während des Heranwachsens wie

- Kriminalität
- Drogenmissbrauch
- frühreife Sexualität

sind miteinander verbunden und stellen ein Syndrom von Problemverhalten dar (Rönkä und Pulkinnen, 1995).

Das Problemverhalten in frühem Erwachsenenstadium ist mit Schwierigkeiten der sozialen Rolle verbunden:

| | | |
|---|---|--|
| Problemtrinken | ↔ | geringer Arbeitsstatus bei Männern |
| Kriminaldelikte | ↔ | Arbeitslosigkeit |
| Berufsinstabilität schwache eheliche Bindung | ↔ | Alkoholprobleme und abweichendes Verhalten |
| Alkohol u.a. Drogen | ↔ | Psychosoziales Funktionieren |

Verschiedene Längsschnittuntersuchungen zeigen, dass als Ursache der Problemgebiete angesehen werden können:

1. Die Kinder waren verschiedenen Risikofaktoren ausgesetzt, wie Armut und familiärer Desorganisation.
2. Ein schwerwiegendes oder breites Spektrum von Anpassungsproblemen (wie Aggressivität, geringe Schulmotivation oder schlechte Beziehungen zu Gleichaltrigen) in der frühesten Jugend erhöht das Risiko der Anhäufung von Problemen im frühen Erwachsenenalter.
3. Gewisse Verhaltensstile in der Kindheit, z.B. übellaulniges Temperament und Aggressivität liessen eine Prognose zu, sowohl hinsichtlich Problemverhaltens als auch Anpassungsproblemen bei verschiedenen Lebensgebieten im Erwachsenenalter.

Studien über die Entwicklung antisozialen Verhaltens zeigen die Prozesse auf, die zu sich anhäufenden Problemen führen. Zu den sich selbstverstärkenden Elementen in der Entwicklung antisozialen Verhaltens gehören z.B. ungenügende elterliche Aufsicht, frühes Schulversagen, geringe Selbstachtung, Zurückweisung durch Gleichaltrige, Mangel an Ausbildungsqualifikation, Jobs mit geringem Status, Arbeitslosigkeit und Altersgruppen mit abweichendem Verhalten. Während dieser Prozesse verringern sich für Heranwachsende die Möglichkeiten, Ziele legitim zu erreichen, und das Risiko antisozialen Verhaltens - und damit schliesslich das Risiko sozialen Versagens - wächst.

Laub und Sampson (1993) benutzen den Begriff „wachsendes Fortbestehen von Benachteiligung“, um einen dynamischen Prozess zu beschreiben, durch den sich antisoziales Verhalten in Kindheit und Jugendalter das ganze Erwachsenenalter hindurch in einer Vielfalt von Lebensbereichen (z.B. Kriminalität, Alkoholmissbrauch, Scheidung, Arbeitslosigkeit) ausdehnen.

Im Gegensatz dazu erbrachten Längsschnittuntersuchungen auch Kriterien für erfolgreiche Entwicklungen: Anpassung, Bewältigungsmechanismen, Fähigkeiten, soziales Funktionieren u.a.

Faktoren für soziales Funktionieren

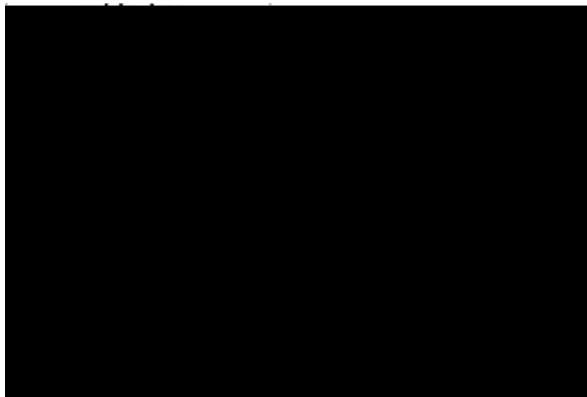
Um den Begriff des „sozialen Funktionierens“ bei jungen Erwachsenen zu konkretisieren, wurden u.a. folgende Kriterien herangezogen: Qualität intimer Beziehungen und anderer Beziehungen, Arbeitsleben, Kriminalität, psychiatrische Probleme, Drogenprobleme und Alkoholprobleme.

Rönkä und Pulkinnen (1995) verwendeten ebenfalls den Begriff des sozialen Funktionierens in ihrer Untersuchung und benutzten zwei Kriterien, um die Qualität des sozialen Funktionierens einzuschätzen:

- a) Kriterien des positiven sozialen Funktionierens, z.B. Berufsweg, soziale Beziehungen und finanzielle Lage
- b) Kriterium für Problemverhalten, z.B. Alkoholprobleme, Verhaftungen wegen krimineller Taten.

Im Jahre 1968 wurden 196 Jungen und 173 Mädchen der finnischen Stadt Jyväskylä psychologisch untersucht, die 1959 geboren worden waren. Im Jahre 1986 wurden 166 Männer und 155 Frauen dieser Stichprobe (im Alter von 26-27 Jahren) erneut befragt.

Rönkä und Pulkinnen (1995, S. 385) stellten für die bedeutsamsten Problemfaktoren folgende Zusammenhänge fest:



Die instabile Berufskarriere war signifikant mit anderen Problemen des sozialen Funktionierens verbunden. Und nur die beiden Faktoren Alkoholprobleme und Verhaftungen wegen krimineller Vorfälle standen miteinander in einer Beziehung.

Für Frauen konnte ein derartiges Modell nicht erstellt werden; es ergab sich nur eine paarweise Interaktion zwischen Alkoholproblemen und Verhaftungen.

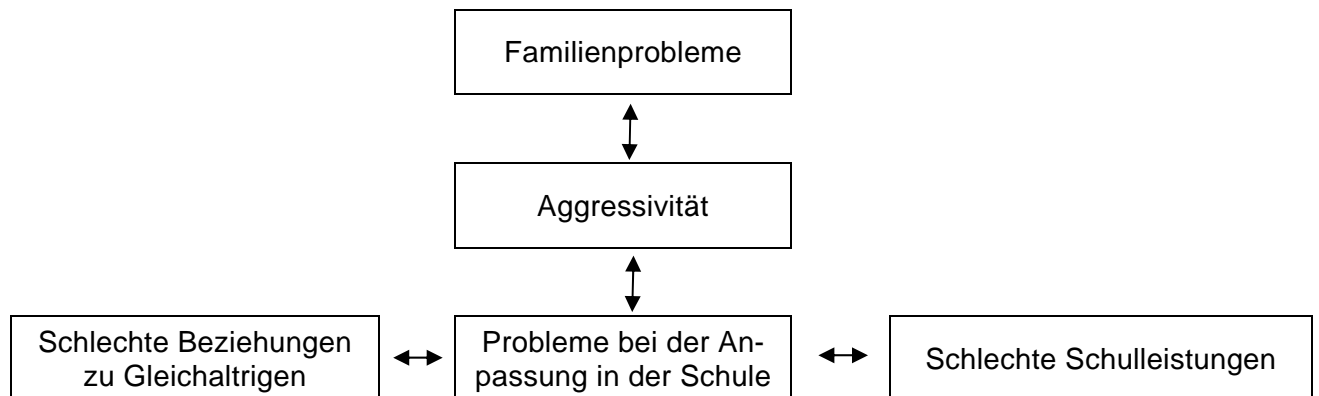
Für das Entstehen dieser Problemmuster ergaben sich typische Entwicklungsbedingungen. Die Vernetzung schlechter Erziehungsvoraussetzungen bei Männern stellten *Rönkä und Pulkinnen* (1995, S. 387) dar (siehe Modell S. 247).

Fazit: Risikofaktoren wirken nicht unabhängig voneinander, sie wirken aufeinander ein und kommen gleichzeitig vor. Kein einzelner Risikofaktor sagte angehäuften Problemen voraus. Dazu ein Beispiel:

Schlechte Beziehungen zu Gleichaltrigen ohne schlechte Schulleistungen und ohne Anpassungsprobleme an die Schule war sogar mit gutem sozialen Funktionieren verbunden.

Die Ergebnisse dieser Studie müssen nicht unbedingt die gleichen sein, wie für eine Gruppe, die in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts untersucht worden wäre (*Rönkä & Pulkinnen* 1995, S. 389). Bei einer derartigen Gruppe gab es eine sehr hohe Arbeitslosenrate unter den Jugendlichen. Die Konsequenzen der Arbeitslosigkeit sind jedoch am negativsten für Jugendliche mit vorhergehenden Problemen des Sozialisierungsprozesses. *Farrington et al.* (1986) stellten z.B. fest, dass die Arbeitslosigkeit nach der Schule nur für diejenigen das Risiko erhöhte, zum Täter zu werden, die bereits eine vorherige Tendenz dazu hatten.

Eine Familie zu haben, schützt eine Frau mit unstabiler Berufskarriere gegen andere Probleme des sozialen Funktionierens.



Eine Anhäufung von Problemen kann auch bei Männern nur zeitweise vorkommen. Wer etwa ab 20 Jahren neue Rollen erwirbt, eine Ausbildung beginnt, einen dauerhaften Job findet, erlebt einen Wendepunkt, der seine negativen Ketten zerbricht, ihm neue Möglichkeiten eröffnet und seine inneren Bewältigungsressourcen stärkt.

Kriminelles Verhalten ergibt sich also aus der Kumulation psychologischer, sozialer und (evtl.) biologischer Risiken. Dies zeigt sich auch an der Hooligan-Studie von Lösel et al. (2001).

Bei Hooligans fanden Lösel et al. (2001) im Vergleich zu einer Kontrollgruppe:

- Generelle Aggressivität
- Emotionale Labilität
- Impulsivität
- Bedürfnis nach starken Reizen
- Ein Viertel der Hooligans erhielt die Diagnose Psychopathie.
- Im Durchschnitt leicht unterdurchschnittlich intelligent, manche sind aber überdurchschnittlich intelligent.

Hooligans stellen aber keine psychologisch einheitliche Gruppe dar:

Manche Gewalttäter in der Hooligan Szene wiesen nur geringe familiäre oder berufliche Risiken auf. In diesen Fällen waren aber jeweils Risiken in der Persönlichkeit besonders ausgeprägt.

Hauptmotive der Hooligans sind Spass an der Gewalt und das „Kick“ - Erlebnis. Hooligans betonen den rausch- und suchartigen Charakter der Kämpfe. Die Einbindung in eine Hooligangruppe ist nicht an Riten, sondern an die ständige Präsenz gebunden. Dadurch findet eine Selektion von Gleichgesinnten und eine Verstärkung der Gewalt durch die Gruppe statt.

Hooligans gelingt der Ausstieg aus der Gruppe, weil sie aus familiären oder beruflichen Gründen die Risiken einer Verurteilung nicht mehr in Kauf nehmen wollen. Massnahmen gegen die Hooligangruppe:

- niedrige Einschreitschwelle der Polizeibeamten
- Begleitung der Hooligans durch szenekundige Beamte
- repressive Massnahmen durch Polizei, Justiz, Ordnungsbehörden
- die Prävention sollte aber bereits in der Familie stattfinden.

Die Autoren betonen: Es sollte keine Mystifizierung der Hooligans in der Presse geben, sondern Berichte über ihre tatsächlich traurigen Biographien, ihre strafrechtlichen Sanktionen und das Leid der Opfer.

Die problematischen Merkmalsausprägungen der Hooligans liegen aber nur bei einem Teil der Stichprobe vor. Deshalb haben einzelne Variablen nur eine mässige Vorhersage- und Erklärungskraft. Man sollte deshalb von der variablenbezogenen zur personenbezogenen Betrachtung wechseln und das Kettenmodell multipler Risiken benutzen.

Das Kettenmodell multipler Risiken und Belastungen, die im Laufe des Lebens kumulieren, zeigt: Hooligans haben den gleichen Lebensstil wie andere schwerdelinquente junge Männer. Sie kommen aus ungünstigen Familienverhältnissen:

- Broken home
- unangemessener Erziehungsstil
- Alkoholmissbrauch
- Arbeitslosigkeit der Väter

In der Schule kommt es dann zu:

- Leistungsproblemen
- Schuleschwänzen
- dissozialem Verhalten

Es folgt eine absteigende soziale Entwicklung:

- abgebrochene Lehre
- Arbeitslosigkeit
- Alkoholismus
- Drogen
- Eigentums- und Raubdelikte.

Die Ursachen von Gewalt in Schulen

Die Grenzen monokausaler Erklärungen und die Kumulation von Risiken für Kriminalität zeigen auch Lösel & Bliesener(2003) auf. Sie veröffentlichten eine umfangreiche Studie zum Thema Aggression und Delinquenzunter Jugendlichen. Dabei gingen sie besonders auf Gewalttäter in Schulen ein. Untersucht wurden vier Gruppen:

1. Bullies: Jugendliche, die ständig Aggressionen gegen Mitschüler zeigen, aber selbst nicht gehäuft Opfer werden.
2. Opfer: Jugendliche, die besonders häufig Ziel der Aggression von Mitschülern werden, ohne dass sie sich selbst deutlich aggressiv verhalten.
3. Reaktives Bullying: Jugendliche, die sich selbst häufig aggressiv gegen Mitschüler verhalten aber auch oft Opfer werden.
4. Sozial Kompetente: Unauffällige Jugendliche, die sich in Konflikten oder Auseinandersetzungen mit andern sozial besonders kompetent verhalten.

Die Autoren ermittelten folgende Ursachen, „Risikofaktoren“, für das Auftreten von Schulbullying:

- Soziale Informationsverarbeitung: 31,4%
- Medienkonsum: 25,1 %
- Substanzgebrauch: 22,9%
- Peergruppenmerkmale: 20,9 %
- Freizeitverhalten: 18,5%
- Soziale Kompetenz und Coping: 18,5%
- Persönlichkeits- und psychische Probleme: 16,8%
- Schul -und Klassenklima: 11,9%
- Familien- und Erziehungsklima: 6,8%
- Schulleistungsprobleme: 4,9%
- Biographische Familienbelastung: 2,8%

(Wegen der benutzten Methodik ist die Gesamtzahl der Prozentzahlen höher als 100%).

Die Risikofaktoren im einzelnen:

1. Risikofaktor Soziale Informationsverarbeitung

Tatsächlich erwies sich also der Gesichtspunkt der sozialen Informationsverarbeitung als der wichtigste für die Entstehung des Schulbullying. Die aggressiven Jugendlichen bemühten sich gegenüber den Gesprächspartnern weniger um eine Klärung der Situation und der Perspektive des andern, setzten sich egozentrischer Ziele, neigten in ihrem Handlungsrepertoire sehr viel mehr zu Impulsivreaktionen und beurteilten die Konsequenzen aggressiver Handlungen positiver als die übrigen Jugendlichen.

2. Risikofaktor Medienkonsum

Während der allgemeine Medienkonsum nur mässig mit Aggression, Delinquenz und Dissozialität zusammenhing, war dies bei gewalthaltigen Filmen ausgeprägter.

3. Risikofaktor Substanzgebrauch

Rauchen, Alkoholkonsum, harte Drogen und Medikamente korrelieren mit Aggression gegenüber Mitschülern und mit Delinquenz und Dissozialität.

4. Risikofaktor Peergruppe

Aggressive gehörten häufig Cliques an, die sich prügelten. Ein weiteres Problem: häufig Rumhängen in der Freizeit. Opfer zeigten eher soziale Isolation.

5. Risikofaktor Freizeitgestaltung

Die Gewaltbereiten hingen häufig herum, besuchten Jugendtreffs, kamen also mit problematischen Jugendlichen in Kontakt. Die aggressiven Jugendlichen hatten weniger stille strukturierte Freizeitaktivitäten wie Lesen, Spielen (nicht am Computer), Basteln, aber mehr Konsum von Videofilmen oder Computer- und Videospiele. Die Studie widerlegt auch ein beliebtes Vorurteil: Sport schützt nicht vor Jugendkriminalität.

6. Risikofaktor Psychische Probleme

Bullies verhielten sich impulsiver und dominanter, hatten Aufmerksamkeitsdefizite. Ihre Opfer zeigten Aufmerksamkeits-, und Identitätsprobleme und waren submissiver.

7. Risikofaktor Einfluss der Familie

Interessant ist, dass der Risikofaktor Familie in dieser Studie nicht so hoch war wie andere Risiken. Man muss das differenziert sehen. Bei den aggressiven Jugendlichen fand man eine Kombination von weniger Wärme, mehr Aggression, grösserer Strenge, häufigerer Inkonsistenz in der Erziehung. Es gab mehr Streit, weniger Unterstützung in der Familie, ausserdem geringere Anregung. Vor allem die Kombination von geringer emotionaler Wärme mit aggressiver Erziehung oder schwacher Normorientierung erhöhen das Risiko dissozialen Verhaltens. Man sollte

aber nicht die einzelnen Merkmale betonen, sondern die Kumulation und Wechselwirkung familialer Risiken. Dabei ergaben sich Geschlechtsunterschiede: Familiäre Probleme waren hinsichtlich Dissozialität und Substanzkonsum für Mädchen bedeutender als für Jungen.

8. Risikofaktor Schulleistung

Nach dem Amoklauf in Erfurt wurde auch die These geäußert, dass die Schulleistung die Ursache für die Gewalttat gewesen sein könnte. Lösel & Bliesener (2003) zeigten dagegen, dass die Schulleistung keinen grossen Einfluss auf die Gewalttätigkeit hat. Man kann übrigens aus den Gesichtspunkten 2-5 einen impulsiven Lebensstil der Bullys erkennen, so dass man sie eher den unsocialisierten Tätern zurechnen kann.

Die soziale Informationsverarbeitung

Die Untersuchung zeigte, dass die soziale Informationsverarbeitung durch eine Person, also kognitive Prozesse, der entscheidende Faktor dafür ist, ob jemand zu Gewalt in der Schule (oder auch in anderen Situationen) neigt.

Lösel & Bliesener (2003) gingen bei ihrer Untersuchung von dem Modell des Zusammenhangs zwischen der Verarbeitung sozialer Informationen und Gewalt aus, das besagt: Ein Individuum verarbeitet die Informationen in einer sozialen Situation vor dem Hintergrund der individuellen Lernerfahrung und mit einer biologisch

Modell der sozial- kognitiven Informationsverarbeitung

begrenzten Kapazität. Die dabei ablaufenden mentalen Prozesse gliedern Crick und Dodge (1994) in sechs Phasen in ihrem Modell der sozial- kognitiven Informationsverarbeitung:

1. Enkodierung der Information

Wahrnehmung interner Empfindungen und externer Reize. Aggressive Personen sind selektiv aufmerksamer für feindselige/aggressive Hinweisreize.

2. Interpretation der Situation

Für die Ereignisse werden mögliche Ursachen gesucht. Dem Interaktionspartner werden leicht feindselige Absichten unterstellt.

3. Zielabklärung

Wunsch nach einem spezifischen Ausgang der sozialen Interaktion. Aggressive setzen sich eher egozentrische, antisoziale Ziele.

4. Reaktionssuche

Auf der Grundlage seiner Ziele ruft das Individuum mögliche Reaktionen aus dem vorhandenen Verhaltensrepertoire geistig ab. Aggressive benutzen mehr körperliche und verbal aggressive und impulsive Handlungsalternativen.

5. Handlungsauswahl und -bewertung

Die Handlungsalternativen werden hinsichtlich ihrer Wirksamkeit und Angemessenheit bewertet. Aggressive haben positivere Erwartungen hinsichtlich ihrer Selbstwirksamkeitserwartungen, der Konsequenzen und eventuellen Sanktionen. Aggressive Reaktionen werden moralisch positiver bewertet.

6. Handlungsinitiation

Die gewählte Handlungsalternative wird aktiviert, gemäss den erwarteten Konsequenzen. Aggressive Kinder und Jugendliche haben weniger alternative Fertigkeiten, z.B. geringere Kompe-

tenzen für die Kontaktaufnahme in sozialen Situationen. Lösel und Bliesener (2003) fanden dieses Modell in ihren Untersuchungsergebnissen bestätigt, mit einer Ausnahme: Im Gegensatz zu der These von der Enkodierung in dem Modell, fokussierten Bullies sich nicht besonders stark auf aggressionsrelevante Reize. Leider betrachteten Lösel und Bliesener (2003) das Bullying aus einer spieltheoretischen Perspektive. Denn es wäre durchaus zu erwarten, dass Bullies ihr Augenmerk auf eine spezifische Reizkonstellation richteten, nämlich nach Signalen der Schwäche, Verletzbarkeit und Angreifbarkeit. Denn unkooperative, ausbeuterische, aggressive Menschen schätzen ihr Gegenüber gemäss der Dimension Macht - Machtlosigkeit ein und achten auf nichtsprachliche oder sprachliche Signale der Schwäche (Füllgrabe, 2002).

Die anderen Gesichtspunkte des Modells der sozialen Informationsverarbeitung wurden in der Untersuchung von Lösel und Bliesener (2003) gefunden:

- Interpretation der Situation

Es gab mehr negative Attribution (Deutung) der Motivation des anderen durch Bullies.

- Zielfestlegung

Bullies geben mehr aggressiv - egozentrische Gründe an (verhindern, dass ein anderer gewinnt). Kompetentere Schüler zeigen weder eine besonders kooperationsorientierte noch eine klar egozentrische Haltung. Dies weist darauf, dass sie durchaus ihre Ziele verfolgen, ohne allerdings die Interessen anderer aus den Augen zu verlieren.

- Handlungsrepertoire

Bullies rufen die meisten aggressiven Handlungsschemata ab. Sie nennen zwar nicht weniger Alternativen, der Anteil der aggressiven und impulsiven Reaktionen am Gesamtrepertoire ist aber bei ihnen grösser.

- Handlungsbewertung

Weitsichtige Folgeabschätzung war am schlechtesten bei den Bullies, am höchsten bei den sozial Kompetenten. Bullies haben positivere Erwartungen hinsichtlich Gewalt, aber geringere hinsichtlich kompetenter Verhaltensweisen.

- Werthaltungen

Bullies sehen eine grosse Diskrepanz zwischen den Werthaltungen der Eltern und sich und den Freunden; Kompetente ebenfalls, aber die Distanz zu den Eltern ist weniger ausgeprägt. Die Opfer haben die geringste Diskrepanz zu den Eltern.

Bullies zeigten die geringste Normorientierung und die stärkste Tendenz zur Neutralisierung von Schuld und Selbstkritik. Die Neutralisierungshypothese selbst wurde nicht bestätigt.

Die defizitäre Persönlichkeitsstruktur der Opfer

5 - 10% der Schüler wurden zu Opfern. Aber das Opferwerden war kein Zufall. Als verantwortlich dafür wurden ermittelt:

- Persönlichkeit und psychische Probleme des Opfers: 27,0%

Die häufig attackierten Schüler sind eher ängstlich und „brav“ und erleben auch zuhause gewisse Schwierigkeiten (Lösel & Bliesener, 2003).

Die Opfer verhielten sich in Interaktionen nachgiebiger, schwächer und introvertierter (Lösel & Bliesener, 2003). Sie waren unattraktiver, hatten mehr Hautprobleme und andere Pubertätszeichen.

Die Folgen der sozialen Kompetenzdefizite sind: sozialer Rückzug, Angst, internalisierte Problemverarbeitung.

Bei den psychischen Problemen des Opfers ist aber die Frage, ob die Probleme Auslöser oder Folge des Bullying sind.

- Schul- und Klassenklima: 22,8%

Es hängt also auch vom schulischen Interaktionsklima ab, in wieweit Jugendliche gehäuft Opfer werden.

Wichtig wären für Opfer Massnahmen, die den Zusammenhalt unter den Schülern verstärken und die soziale Isolation von Schülern reduzieren, die Opfer gegen die Attacken der Bullies widerstandsfähig machen (Lösel & Bliesener, 2003).

Einige Opfer berichten über internalisierende psychische Probleme. Hier wäre Psychotherapie wichtig. Sozial Kompetente hatten ein positives Familien- und Erziehungsklima, waren weniger impulsiv, besaßen wirkungsvollere Copingmuster (Bewältigungsmuster) und bessere Schulleistungen. Sie waren aber keine „braven und zurückgezogenen“ Schüler.

Es gab eine deutliche Korrelation zwischen Bullying und allgemeinem aggressiven und dissozialem Verhalten. Die Stabilität von Aggression zeigt, dass Bullying sich nicht von der üblichen Kriminalität unterscheidet. Bullying ist eine Unterform der Kriminalität (Lösel & Bliesener, 2003). Viele Jugendliche sind unter ungünstigen Umständen aufgewachsen, ohne dass sich daraus Verhaltensprobleme ergeben haben. Jugendliche, die trotz insgesamt hoher Risikowerte unauffällig bzw. sozial kompetent sind, zeichnen sich vor allem durch folgende Merkmale aus: Sie sind hochsignifikant weniger impulsiv und unaufmerksam, neigen deutlich weniger zu einer aggressionsorientierten Informationsverarbeitung und konsumieren seltener Substanzen als die aggressiven Jugendlichen mit ähnlichem Risiko. Es sind also vor allem Prozesse der Selbstkontrolle, die negative Voraussetzungen im Herkunftsmilieu kompensiert haben.

Prävention:

- Frühzeitige Problemerkennung (bei Kindern)
- Multimodaler Ansatz bei verschiedenen Risiken der Gewaltentwicklung
- Fokus auf Prozesse der sozialen Informationsverarbeitung

Die spieltheoretische Betrachtung von Täter und Opfer

Obwohl Lösel und Bliesener (2003) ein Wettbewerbsspiel mit ihren Versuchspersonen durchführten, analysierten sie leider ihre Untersuchungsergebnisse nicht spieltheoretisch. Doch kann man durch eine solche Betrachtungsweise wertvolle Einsichten gewinnen (Füllgrabe, 1997, 2002). Bullies sind weniger kooperativ,

Bullies sind aggressiv egozentrisch

sondern aggressiv-egozentrisch. Sie wollen verhindern, dass ein anderer gewinnt. Man kann diese Denk- und Verhaltensweise spieltheoretisch als wettbewerbsorientiert bezeichnen und ihre Strategie als „immer unkooperativ“.

Dagegen findet man bei den Opfern die Strategie „immer kooperativ“. Dies geht aus den Verhaltensbeschreibungen von Lösel und Bliesener (2003) klar hervor:

Die Opfer verhielten sich in den Interaktionen nachgiebiger, schwächer und introvertierter (Lösel & Bliesener, 2003). Das submissive und wenig initiative Verhalten der Opfer entwickelte sich aber nicht erst als Reaktion auf eine längere Dominanz der Bullies. Die Opfer reagierten in dem Wettbewerbsspiel langsamer und passiver. Auf provozierende Aggressionen des Sozialpartners reagierten sie mit geringerer Gegenwehr (Lösel & Bliesener, 2003).

Bullies und Schüler der Vergleichsgruppe reagierten dagegen deutlicher auf die Spielzüge ihrer Interaktionspartner als die Opfer und wählten signifikant höhere Beträge, um ihren Gegnern Paroli zu bieten.

Die Bullies reagierten unmittelbar in ähnlicher Weise aggressiv wie die Schüler der Vergleichsgruppe. Während letztere diese Gegenaggression aber nach einiger Zeit wieder reduzierten, verharrten die Bullies mehr in einem punitiven (strafenden, wettbewerbsorientierten) Reaktionsmuster. Zugleich unterschätzten sie im Vergleich zu den übrigen Jugendlichen die Stärke ihrer Aggressionen beziehungsweise die vom Interaktionspartner abgezogenen Geldbeträge.

In Interaktionen schätzten die Bullies ihre (faktisch weniger aggressiven) Mitspieler als egozentrischer, aggressiver, härter und unnachgiebiger ein, als dies die anderen Gruppen taten. Trotz teilweise punitiver Reaktionen in diesem Konfliktspiel unterschätzten die Bullies ihre negativen Reaktionen stärker als die anderen Gruppen.

Interessant war auch der Faktor Impulsivität in dem Wettbewerbsspiel: Bullies waren in der Spielsituation am wenigsten aufmerksam und kontrolliert. Bullies zeigten ihre Impulsivität und Hyperaktivität auch beim Computerspiel: grössere Zahl von Mausklicks und verfrühte Reaktionen. Die Opfer erwiesen sich als ängstlicher und impulsiver als die unauffälligen Jugendlichen.

Am sachgerechtesten handelten sozial kompetente Schüler. Sie zeigten Dominanz und abwartende Zurückhaltung zu gleichen Anteilen. „Sie bemühen sich ernsthaft um die Lösung der in den Spielen gestellten Probleme, stellen ihre Überzeugungen dar, äussern Vermutungen und Interpretationen und machen Vorschläge zum Spielfortgang. Dabei zeigen sie sich aber auch kooperativ, interessiert an den Meinungen der Spielpartner und gehen auf diese ein. Je nach aktueller Argumentationslage sind sie manchmal bestimmend, ordnen sich aber in einer anderen Situation auch Gruppenmitgliedern unter. Das heisst, dass sie kompromissfähig sind" (Lösel & Bliesener, 2003, S. 121).

Diese Verhaltensbeschreibung zeigt: Die sozial kompetenten Schüler benutzten in ihrem Verhaltensrepertoire so etwas wie eine TIT FOR TAT - Strategie: Grundsätzlich freundlich - kooperativ sein, aber sofort auf unkooperatives Verhalten des Interaktionspartners reagieren und die Kooperation einzustellen, um nicht ausgebeutet zu werden (Füllgrabe, 1997, 2002). Handelt der andere wieder kooperativ, kehrt man ebenfalls wieder zur Kooperation zurück.

Die Opfer machten dagegen den Fehler, nicht - oder nicht sachgerecht - auf das unkooperative Verhalten des Interaktionspartners zu reagieren.

Lösel & Bliesener (2003) erwähnen

- das submissive und wenig initiative Verhalten der Opfer,
- dass die Opfer in dem Wettbewerbsspiel langsamer und passiver reagierten,
- dass sie auf provozierende Aggressionen des Sozialpartners mit geringerer Gegenwehr reagierten.

Man muss beachten, dass dieses Nichtreagieren auf Unkooperation/Aggression keineswegs Friedfertigkeit bei einem Aggressionsbereiten auslöst, sondern das Auftreten von Gewalt sogar fördert.

Delahaye und Mathieu (1998, S. 84) formulieren es anschaulich: „Man muss reaktiv sein. Wer einen Betrugsakt des Partners ignoriert, ermuntert nur, es noch einmal zu versuchen.“ Dass dies tatsächlich in der Realität eine grosse Rolle spielt, zeigen verschiedene klassische spieltheoretische Untersuchungen.

Shure, Meeker & Hansford (1965) untersuchten z. B. die Auswirkung einer pazifistischen Strategie, d.h. der Spieler kündigte an, er würde das aggressive, ausbeuterische Verhalten des andern nicht mit gleicher Münze heimzahlen, sondern weiter kooperieren.

Pazifistische Strategie verstärkt unkooperatives Verhalten

Diese Strategie hatte eine überraschende Wirkung. Die Ankündigung einer pazifistischen Strategie hatte nämlich eine „Bumerangwirkung“: Sie löste keineswegs mehr Kooperation aus, sondern verstärkte sogar unkooperatives Verhalten!

Shure, Meeker & Hansford (1965, S. 116) betonen deshalb: Die Taktiken des Pazifisten laden offensichtlich zu Ausbeutung und Aggression ein, sogar diejenigen, die nicht mit solchen Absichten beginnen. Sie finden dieses Ergebnis bemerkenswert, weil es sich bei den Versuchspersonen um Studenten handelte, die keine unkooperative Gruppe darstellten.

Angesichts der Tatsache, dass Bullies ihre (faktisch weniger aggressiven) Mitspieler als egozentrischer, aggressiver, härter und unnachgiebiger einschätzten, als dies die anderen Gruppen taten, ist auch folgende spieltheoretische Erkenntnis interessant: Der Entschluss der Studenten, selbst unkooperativ zu handeln, wurde dadurch verstärkt oder rational begründet, dass man die Ankündigung des Pazifisten, bedingungslos kooperativ zu handeln, als einen Trick deutete (Shure, Meeker & Hansford, 1965). Man sieht also, dass Passivität gegenüber einem Gewaltbereiten genau die entgegengesetzte Wirkung zeigt als beabsichtigt, nämlich gewaltfördernd sein kann.

Dies wird auch von Toch (1969) bei seiner Schilderung von 10 aggressionsorientierten Persönlichkeitsstrukturen aufgezeigt und zwar bei der Struktur Die Freude am Terrorisieren, die Befriedigung durch das Leiden anderer Menschen gewinnt. Die Schwäche des Opfers wirkt dabei gewaltsteigernd.

Toch benutzt den englischen Begriff „bully“ (Tyrann, Rüpel, Angeber, Raufbold), um jemand zu beschreiben, der in seiner Gewaltanwendung unfair, gnadenlos und unmenschlich ist. Er gewinnt Befriedigung dadurch, dass er andere leiden sieht.

Gewalt wird hier ganz bewusst als Mittel und Instrument eingesetzt, um bei anderen Angst zu erzeugen und Gehorsam zu erzwingen. Die körperlichen und psychologischen Auswirkungen auf andere sind derart, dass er sich alles erlauben kann. Das Einzige, was er fürchten muss, ist die Furcht selbst.

Wenn man ihm also nicht entschlossen entgentritt, wenn er nicht mit seinem gewalttätigen Verhalten erfolglos bleibt, wird er im lernpsychologischen Sinne bekräftigt und darin bestärkt, weiterhin aggressiv zu sein. Er wählt sich schwache Opfer aus, weil bei ihnen die Auswirkungen des Terrors am leichtesten zu erreichen sind. Er gewährt auch keine Gnade, denn dann könnte er die Freude nicht voll auskosten. Wenn die andere Person Zeichen von Schwäche zeigt (um Gnade bittet oder bittet, aufzuhören), steigert das noch seine Gewalttätigkeit.

Fazit:

Trifft eine Strategie „Immer kooperativ“ auf eine Strategie „immer unkooperativ“, so wird sie ausgebeutet. Deshalb wirkt die TIT FOR TAT- Strategie gerade gegenüber Gewaltbereiten aggressionsvermeidend (s. Füllgrabe, 2002). Sie hat noch einen weiteren Vorteil, weil man mit ihr eine TIT FOR TAT - Kultur, ein kooperatives Beziehungsgeflecht aufbauen kann (s. Füllgrabe, 2002, Kapitel 17). Auch wenn die sozial kompetenten Schüler nicht explizit gemäss der TIT FOR TAT- Strategie handelten, weist doch ihre Beschreibung durch Lösel und Bliesener(2003) in die Richtung des Aufbaus einer TIT FOR TAT - Kultur.

Die praktische und theoretische Bedeutung der Untersuchungen von Lösel und Bliesener

1. Es wurden empirisch die Denk - und Verhaltensweisen von gewaltbereiten Jugendlichen ermittelt.
2. Es wird aufgezeigt, dass monokausale Erklärungen für die Kriminalitätsentstehung unzureichend sind. Vielmehr gilt: Kriminelles Verhalten ergibt sich aus der Kumulation psychologischer, sozialer und (evtl.) biologischer Risiken.
3. Es werden protektive Faktoren gegen Kriminalität aufgezeigt.
4. Auch die Rolle des Opfers wird untersucht. Die Persönlichkeit und die Verhaltensweisen der Opfer werden analysiert.
5. Mit spieltheoretischer Betrachtungsweise kann man sowohl das Verhalten der Täter als auch das der Opfer verstehen und Massnahmen zur Verhinderung von Gewalt ableiten.

Literatur: (Auszug)

Füllgrabe, U. (1997). Kriminalpsychologie. Täter und Opfer im Spiel des Lebens, Frankfurt: Edition Wötzel.

Füllgrabe, U. (2002). Psychologie der Eigensicherung. Überleben ist kein Zufall, Stuttgart: Richard Boorberg Verlag.

Hare, R. D. (1999). Without conscience - The disturbing world of the psychopaths among us. New York : The Guilford Press.

Lösel, F., Bliesener, T, Fischer, T. & Pabst, M. A. (2001).Hooliganismus in Deutschland: Ursachen, Entwicklung, Prävention und Intervention. Berlin: Bundesministerium des Innern.

Lösel, F. & Bliesener, T. (2003). Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen. München: Luchterhand.

Rönkä, A. & Pulkkinen, L. (1995). Accumulation of Problems in Social Functioning in Young Adulthood: A Developmental Approach. Journal of Personality and Social Psychology, 69, 381 - 391.

Sherman, L. W. et al. (1997). Preventing crime: What works, what doesn't. What's promising. A report to the United States Congress. University of Maryland. College Park.

04.11.05/wro